

Ein heiliger Abend

Autor(en): **Engell-Günther, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Es sei,“ sprach er, „wie du begehrt,
Dir meine volle Huld gewährt.
Wer dich verfehrt in meinen Landen,
Des Schuld will ich aufs strengste ahnden.
Als meiner Gnade höchstes Zeichen
Will ich dir diesen Ring hier reichen.“
Sie kniete nieder und empfing
Aus seiner Hand den prächt'gen Ring.
Umkränzt von Perlen zierte ihn
Ein feurig blitzender Rubin.

Drauf schritt sie rasch aus dem Palaste.
Doch plötzlich — o wie sie erblaßte!
Im Garten schaute sie den Grafen.
Am Pfluge zog er mit drei Sklaven
Im mittagheißen Sonnenstrahl.
Und brach zusammen er vor Qual,
So saust' auf seine nackten Glieder
Des Treibers scharfe Peitsche nieder.
Entsetzt schlug sie vors Aug' die Hand.
Sie eilte raschen Schritts zum Strand,
Stieg ein und segelt' heimatwärts.
Den Kiel besflügelte ihr Schmerz:
Es ward das Schiff in sieben Tagen
Vom Winde nach Salern getragen.

Die Boten harrten mittlerweile.
Sie deucht' nicht groß der Gräfin Eile.
Sie kürzten sich ihr langes Warten
Mit Spiel und Kurzweil aller Arten.
Einst saßen sie auf dem Altane,
Da kam die Gräfin Miane
In neuer Schönheit lichtigem Schein.
„Ihr müßt mir,“ sagte sie, „verzeihn,
Daß ich so lang euch weilte fern!
Ich war indes bei euerm Herrn.
Zurückzukehren diese Stund'
Befiehlt er euch durch meinen Mund.
Als Vollmacht seht hier diesen Ring,

Den ich aus seiner Hand empfing.
Bringt ihn zurück ihm unverweilt
Mit diesem Brief! Lebt wohl und eilt!“

Lang staunten jene wie gebannt;
Zulezt, wie sie den Ring erkannt,
Da glaubten sie der Gräfin Wort
Und fuhren von Salerno fort,
Erreichten rasch das Morgenland
Und legten in des Herrschers Hand
Den Ring sogleich. Der Sultan starrte
Sie an. „Bei des Propheten Barte,“
Rief er, „sagt, wie bekamst ihr ihn?“
Da reichten sie den Brief ihm hin.
Schnell war das Siegel aufgebrochen.
Er las: „O Herr! Was du versprochen,
Erfülle nun nach deiner Ehr':
Laß ziehn Graf Golo übers Meer!
Ich bin, nach treuer Gattenspflicht,
Getreten vor dein Angesicht
Und habe deine Günst' errungen,
Wie du's zur Rettung ausbedungen.
Ich war der Mönch, o Solimann,
Des Saitenspiel dein Herz gewann.
Als Zeugnis sieh hier diesen Ring!
Daß ich ihn von dir selbst empfing,
Ich schwör's beim Haupte meines Herrn,
Miane, Gräfin von Salern.“

Lang las der Sultan an dem Brief.
Auf einmal lacht' er laut und rief:
„Den Christengrafen schafft herbei!
Er ist von dieser Stund' an frei!“
Und als der Graf vor ihm erschien,
Da ließ er ihn in Gnaden ziehn.
Noch eh' ein halber Mond entschwand,
Trat Golo an Salernos Strand.
In seines treuen Weibes Arm
Vergaß er seines Elends Harm.

Ein heiliger Abend.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze aus meinem Leben. Von J. Engell-Günther.

Ferienzeit war gekommen, und heiß genug brannte die liebe Sonne zu Ehren des Sommers. Allein nicht die Hundstage, sondern die Weihnachtsfeiertage standen bevor. Befanden wir uns doch nicht im trauten Vaterlande, sondern lange schon wandelte mein Fuß auf fremder Erde, fern von der Heimat und inmitten einer Bevölkerung, deren Sprache und Sitten wir nur schwer verstehen gelernt hatten*).

Seit einigen Jahren lebte ich damals auf jener Seite des Äquators ziemlich genau unter dem Wendekreise des Steinbocks, im Gebiete des „Jaguarão“, eines auf dem Hochplateau der Provinz „São Paulo“ in Brasilien sich erhebenden, weit hin sichtbaren, dreigipfeligen Bergriesen, dem auch die Provinzialhauptstadt gleichen Namens noch zuzuzählen ist.

Eben hatte ich mein „Collegio“ (Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt mit Pension) für dieses Jahr geschlossen, und die meisten meiner Zöglinge waren schon zu ihren Eltern und Ver-

wandten fortgeholt worden, nämlich entweder zu Pferde oder im Bangué (einem zwischen zwei Maultieren hängenden Traglasten), um die Ferien unter den Jhrigen zu verleben. Doch erwartete ich nicht, daß die wenigen noch bei mir Zurückgebliebenen ebenfalls von dannen geführt würden, weil diese Kinder keine Angehörige in der Nähe besaßen, die Entfernung von deren Wohnorten aber wohl fünfzig bis sechzig deutsche Meilen betrug und daher an einen kurzen Ausflug dorthin nicht zu denken war.

Nun sann ich gerade ernstlich nach, auf welche Weise es mir wohl möglich werden könnte, diesen Minderbegünstigten während der kommenden freien Tage eine Entschädigung zu schaffen, als ich durch ein Händeklatschen, das bei den stets offenstehenden Thüren und in der gewöhnlichen Stille der Straßen laut vom Flur hereinjhallte, in der hier üblichen Weise um die Erlaubnis gebeten wurde, jemand eintreten zu lassen, und weil eben niemand von meinem schwarzen Dienstpersonal zur Hand war, ging ich selbst an die Treppe, um zu sehen, wer da sei. Meine Wohnung lag nämlich, wie in allen bessern brasilianischen Häusern, im obern Stock, während das

*) A. v. R. Zur Orientierung unserer Leser erlauben wir uns die Bemerkung, daß der Aufenthalt der verehrten Verfasserin im fernem Brasilien in die Jahre 1849—1858 fiel.



Inneres aus der Kirche von Valeria ob Sitten. Gemälde von † Raphael Niz (1829—1894).

Barterre zur Beherbergung der Sklaven und Tiere oder zu Geschäftsräumen und Magazinen benützt zu werden pflegt.

Da ich unten einen fremden Neger sah, rief ich ihm zu, heraufzusteigen, um mir seine Bestellung auszurichten, und so stand der „Pai“ (Vater) Antonio (wie er als älterer Diener genannt wurde) bald vor mir, worauf er aus einer mit einem Riemen an seinem Halse befestigten Ledertasche einen Brief hervorzog, den er mir reichte, indem er sagte: „Von meinem

Herrn dem Senhor Gabrielo Ribeiro an Ew. Gnaden Senhora Donna, die er um Antwort bittet.“

„Gut!“ entgegnete ich. „Laß mich das Schreiben lesen und geh' indessen in die Küche, wohin dich der Jazintho (ein Negerburische, der als Wasserträger zu meinem Haushalt gehörte und eben herbeikam) führen soll, damit du zu essen bekommst. Ich denke, du wirst Hunger haben nach dem weiten Weg.“

„Gewiß, Senhora!“ versicherte er, und ich wußte schon,

daß er von meiner schwarzen Köchin gut bedient werden würde. Sie, die Serafina, kannte meinen Willen in solcher Hinsicht und war mir sehr ergeben, besonders weil sie sich in meinem Hause beinahe als eine freie Person betrachten durfte; denn ich hatte sie samt ihrem Sohne, dem Jazintho, nicht gekauft, sondern nur von ihrem Herrn für meinen Dienst gemietet und lohnte sie noch überdies selbst monatlich mit einer kleinen Summe, wie es sonst durchaus nicht gebräuchlich war und deshalb auch sich nur schwierig einrichten ließ.

Der mir von dem Antonio überreichte Brief enthielt nun eine Einladung, und zwar in jener übertrieben höflichen Weise, die hier zu Lande Sitte ist. Es hieß da: „Gew. Gnaden werden hierdurch gebeten, daß Sie die große Güte haben wollen, mit Ihren vielleicht zur Zeit im Collegio zurückgebliebenen Schülerinnen einen Besuch auf dem Landstige Ihres unterthänigsten Dieners abzustatten, um ihm in Ihrem Hause die Freude zu gewähren, Sie mit dem Besten, was er aufzutreiben vermag, zu bewirten. Der Sklave Antonio, der von mir beauftragt ist, Gew. Gnaden dieses Schreiben zu überbringen, wird alles Nötige für Ihre Reise besorgen, und so erwarte ich nebst meiner Familie Sie unfehlbar mit Ihren Begleiterinnen für morgen zum Mittagessen, indem wir Sie inständig bitten, Ihren Aufenthalt bei uns so lange auszudehnen, als es Ihnen gefallen wird, uns durch Ihre Gegenwart zu ehren, wofür wir Ihnen unser ganzes Leben hindurch dankbar bleiben werden.“ — Obgleich längst mit der hier herrschenden Redeweise vertraut, mußte ich doch lächeln, indem sich diese Ueberschwänglichkeit im Gegensatz zu dem in diesem Lande noch so sehr fehlenden Komfort nur um so komischer ausnahm; aber es versteht sich, daß ich ganz geneigt war, ein so freundliches Anerbieten zu benützen, da es immerhin einige Abwechslung versprach, die in dem öden Einerlei des hiesigen Treibens doppelt willkommen sein mußte.

Sonst hatte ich freilich unser schönstes Fest auch in Brasilien immer durch einen Weihnachtsbaum gefeiert, den ich trotz aller Hindernisse und ungeachtet des Mangels an künstlichem Konfekt und Zuckerwerk sowie an Äpfeln und Nüssen mit selbstgefertigtem Kuchenwerk und Auspuz herzustellen vermochte. Statt einer Fichte oder Tanne, die hier natürlich nicht zu haben sind, hatte ein Lebensbaum oder eine Pinie sich bequemen müssen, die Lichter und einige selbstgebackene Herzen, Sterne, ja sogar selbstmodellerte braune Männlein und Weiblein zu tragen, und alle, die an solchem Feste teilgenommen, waren freilich froh gewesen und hatten die kleine Bescherung, die ich jedem aus eigenen kleinen Kunstwerken aufzubauen pflegte, als freundliches Andenken dankbar geschätzt. In diesem Jahre aber meinte

ich, wegen der Abwesenheit meines Mannes, der in seiner Eigenschaft als Ingenieur der brasilianischen Regierung gerade auf einer größeren Tour zum Zweck der Erforschung der Wasserfälle des „Rio Tiété“ vom Hause entfernt war, auf eine häusliche Feier verzichten zu sollen, besonders auch, weil ich trübe gestimmt, schon seit lange keine Nachricht von ihm gehabt hatte, was zwar bei der hier überall sehr mangelhaften Postverbindung nicht auffallend sein konnte, mich aber doch in eine sehr niedergedrückte Stimmung versetzte.

Umsomehr glaubte ich nun, den Kindern den in Rede stehenden Ausflug gönnen und mir selbst diese Zerstreuung gewähren zu sollen, besonders da die beiden Töchter des Senhor Gabriello früher auch meine Schülerinnen gewesen und mir also samt den Ihrigen nicht fremd waren. So kündigte ich dem Bai Antonio meine Absicht an, mich nebst den vier meiner Obhut verbliebenen Kindern unter seiner Führung nach der „Fazenda“ (Landgut) seines Herrn zu begeben, und er bezeugte seine Freude darüber, indem er wirklich von einem Ohr bis zum andern lachte, während er den alten Panamahut fortwährend in den schwarzen Händen drehte und drückte und seltsame Krackfüße nach hinten machte, wie Neger es gern thun.

„Das wird den Herrn freuen,“ versicherte er und setzte treuherzig hinzu: „Ich bringe Gew. Gnaden sicher hin; die Senhora wird sehen, daß ich ein Neger mit Erfahrung bin und mich darauf verstehe, was man Damen schuldig ist.“

„So laß' uns morgen frühzeitig aufbrechen, damit wir die Fazenda ‚Piedade‘ noch vor der großen Mittagshitze erreichen!“ versetzte ich. „Wie weit mag es bis dahin sein?“

„Vier Leguas*,“ Senhora, sind es wohl,“ meinte er, „und der Weg ist sehr schwer zu passieren.“

„Von früh sechs Uhr an bis zehn oder elf Uhr,“ sagte ich, „sollten wir die Strecke doch wohl zurücklegen können? Die Tage sind ja jetzt lang.“

„Meine Schuld soll es nicht sein, Senhora,“ lächelte er selbstbewußt. „Ich werde gewiß thun, was recht ist; ich kenne meine Pflicht. O, ich bin kein Bobo (Dummkopf) und habe Erziehung. Die Senhora soll zufrieden sein.“

Trotzdem konnte ich nicht recht Vertrauen fassen, und die voraussichtlich vielen Stunden der Reise erschreckten mich. „Was für Tiere hast du für uns?“ fragte ich. — „O, sehr gute Ochsen,“ erwiderte er. — „Ochsen?“ rief ich, „wir sollen doch nicht auf Ochsen reiten?“ — „Nein, reiten nicht, Senhora Donna! Der Bai Antonio weiß schon, was sich schickt! Zum Reiten für Gew. Gnaden habe ich unsere schöne Mula (Maultier), die der Donna Felizbella gehört, mitgebracht. Sie werden

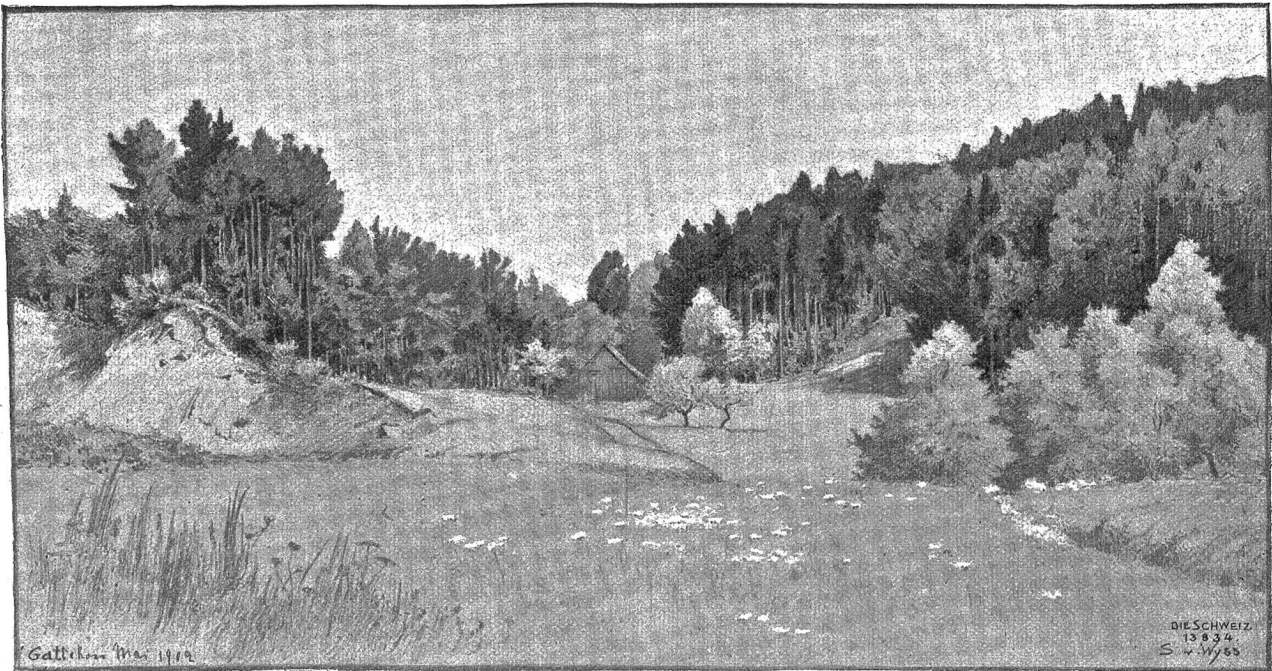
sehen, daß die einen sehr schönen Schritt hat, und der Moleque (Negerbursche) wird Sie mit dem Rossilho (Rotstimmeln) begleiten.“

— „Warum soll ich denn die Mula nehmen?“ sagte ich. „Es ist doch sonst Gebrauch hier, daß Frauen sich eher eines Pferdes bedienen.“ — „Gew. Gnaden wollen mir verzeihen,“ und Bai Antonio machte dabei einen schönen Krackfuß, „wenn ich widerspreche, — der Rossilho — Sie kennen ihn nicht! — ist ein altes, erbärmliches Tier und nicht würdig, eine Dame wie Sie zu tragen. Ja, wenn er jung und tugendhaft wäre, da wollt ich nichts einwenden; aber ich bin es Ihnen schuldig, Sie auf seine Fehler aufmerksam zu machen, Gew. Gnaden. Sehen Sie, er scheut leicht und ist nicht mehr recht sicher auf den Beinen; da macht er oft falsche Tritte und wäre instande, Ihr kostbares Leben in Gefahr zu bringen. Und — er nimmt nicht Vernunft an. Ich weiß wohl, Senhora, man soll von niemand Schlechtes reden, Senhora; aber zuweilen darf man die Wahrheit nicht verschweigen. Es ist immer traurig, wenn in der Jugend die Erziehung ver-



Tausendjähriger Ahorn auf Beatenberg. Bleistiftstudie von Sophie von Wyß, Zürich.

* Ungefähr 3½ Meilen.



Wald bei Gallikon. Farbstiftstudie von Sophie von Wyß, Zürich.

nachlässigt wird; da ist man im Alter zu nichts gut, was die Senhora auch gewiß schon an vielen Menschen bemerkt haben wird. Nicht wahr?"

"Nun gut!" antwortete ich. "Auf die Mula werde ich mich also verlassen können?" — "O gewiß, Senhora! Ich habe sie ja selbst für die Senhora Felizbella zugeritten, und sie ist gut imstande, sehr sanft und doch munter. Die Senhora Donna wird mit ihr zufrieden sein!"

"Wozu dann aber die Ochsen, Pai Antonio?" — "Um den Wagen der Senhorinhas (kleinen Damen) zu ziehen, Vardon, weil wir nicht so viele Mulas und Pferde auf der Fazenda Piedade haben, um die Senhorinhas auf andere Weise fortzubringen. Sie wissen, Senhora, in den Waldgebirgen, weit hinten im Lande, da hat der Herr Gabriello noch viele Tiere; aber die kann man nicht so schnell herbringen. Sie dürfen indes unbesorgt sein; ich habe den Wagen gut mit Heu gefüllt, und da werden die Senhorinhas ganz weich sitzen."

"Genügsame Leute hier," dachte ich, "die in einem vier-eckigen, rohgezimmerten, unbedeckten Kasten, der ohne Federn auf Blockrädern ruht und nicht die geringste Bequemlichkeit bietet, zu reisen gewohnt sind." Selbstverständlich schwieg ich jedoch.

Am nächsten Morgen hielten wir uns alle, wie verabredet war, ganz früh zur Abreise bereit. Die wenigen Sachen, deren wir für einen solchen Landaufenthalt zu bedürfen glaubten, waren gepackt; wir hatten gefrühstückt, und ich trat auf den Balkon meines Zimmers hinaus, um nach unserer Equipage zu sehen. Da nämlich die innere Stadt kaum Platz zum Unterbringen von Reittieren bieten konnte, hatte Pai Antonio die seinigen in einem Schuppen weit draußen während der Nacht einquartiert, wie es hier meistens geschieht. Ich stand also und wartete; aber wer nicht kam, war unser Reifemarschall nebst Zubehör. Die Kinder waren seit fünf Uhr wach und längst vollständig mit allen Vorbereitungen fertig. So ließ sich ihre Ungeduld fast nicht mehr zügeln, besonders da selbst gegen acht Uhr sich noch kein Antonio blicken ließ. Statt seiner erschien dann aber endlich der Moleque Saturnino, um seinen "Compadre" (Gevatter) wegen der Verzögerung zu entschuldigen.

"Ich komme," sagte er höflich, seinen schlechten Hut schwenkend, "um die Senhora Donna im Namen des Pai Antonio zu bitten, ihm zwei Vintens (d. h. ungefähr 20 Cts.) zu senden, damit er sie der Heiligen Jungfrau vom Berg Carmel, deren Kapelle glücklicherweise ganz nahe am Weg liegt, darbringen kann." — Ich entgegnete ganz entrüstet: "Was geht mich eure Heilige Jungfrau jetzt an? Ich will nichts von ihr. Geh'

aber schnell und sag' dem Antonio, er möchte seiner Frömmigkeit ein ander Mal Genüge thun. Heute wäre dazu keine Zeit. Wenn wir noch vor Mittag an Ort und Stelle gelangen wollen, muß er den Wagen und die Tiere sofort herbeibringen."

"Haben Ew. Gnaden nur gütigst etwas Geduld!" erwiderte der Bursche mit der ganzen, hier gewöhnlichen Ruhe und Gleichmütigkeit. "Der Compadre würde seinen Pflichten gewiß gerne nachkommen, wenn es ihm nur möglich wäre; allein — ich frage Sie selbst — Senhora Donna, verzeihen Sie, deswegen komme ich ja eben — wie soll er die Tiere bringen können, da sie uns fortgelaufen sind?" — "Was sagst du? — Fortgelaufen? — Ochsen sind doch sonst nicht sehr zum Ausreißen gelaunt, sollte ich meinen!"

"Freilich nicht! Die Senhora hat ganz recht. Die Ochsen sind auch noch richtig da und der Wagen ebenfalls; aber — die Mula Amarella ist nicht zu finden und der Rossilho! — Nun, der ist so ein Spitzbube; der ist gewiß zuerst davongelaufen, und die Mula wird hinter ihm her sein, wie die Sorte einmal zu thun pflegt!"

"Und — was soll denn nun werden?" fragte ich mit Ungeduld. Der Moleque ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen. — "Senhora Donna, verzeihen Sie, deswegen komme ich ja eben; denn es ist klar, daß wir jetzt nichts thun können, als die Schutzpatronin der Reisenden, die Heilige Jungfrau vom Berg Carmel anrufen, damit sie uns den rechten Weg zeigt, auf dem wir die beiden Flüchtlinge wieder finden." — "Welche Thorheit! Wie kannst du dir einbilden, die Heilige Jungfrau werde sich um solche Vapalien kümmern?" rief ich. — "O Senhora Donna, Vardon! Warum sollte sie das nicht thun? Dazu ist sie doch da, und der Compadre sagte noch eben, daß wir Christen sind, und wenn wir nun thun, was wir ihr schuldig sind, dann wird die Heilige Jungfrau es daran auch nicht fehlen lassen. Sehen Sie aber, Senhora Donna, weniger als zwei Vintens kann man ihr doch nicht gut anbieten. Man muß immer wissen, was sich schießt, nicht wahr? Aber sie läßt dann auch keinen in der Not stecken, der sie mit Vertrauen anruft. Der Compadre sagt es, und der ist schon alt genug, um es zu wissen!"

"Schon gut!" versetzte ich, da ich die Unmöglichkeit, ihn eines Bessern zu belehren, einsah. "Allein, wie lange kann das uns noch hier aufhalten?" — "Wer weiß es?" und er zuckte die Achseln, wie er es wohl bei ähnlichen Gelegenheiten von den Herren des Landes gesehen haben mochte. "Wie kann ich es wissen, Senhora? Aber wenn wir das Geld auf den Altar legen und dann die Tiere suchen, werden wir sie gewiß bald

finden. Ich möchte ohnehin wetten, daß sie sich auf den Heimweg gemacht haben; der Rossilho bleibt nie gern an einem fremden Ort, und sehen Sie, Senhora, er ist zu alt, als daß man ihm seine Spitzbübereien noch abgewöhnen könnte. So richtet er immer Unheil an!" — „Nun, da hast du die zwei Wintens!" rief ich, halb belustigt, halb verzweifelt. „Setz beeile dich aber ein wenig!" — „Gewiß, Senhora Donna! Haben Gw. Gnaden nur noch etwas Geduld!" — Damit sprang er fort, und ich sah ihm sehr unbehaglich nach. Es blieb in der That nichts übrig, als der landesüblichen Ermahnung zu folgen und Geduld zu haben, so schwierig es auch sein mochte, sie den Kindern beizubringen, da es bereits sicher schien, daß heute an keinen Aufbruch mehr zu denken sein würde, schon weil eine Ankunft zu später Nachtstunde auf der Fazenda für sehr unpassend gelten mußte. Ich legte deshalb auch wenig Wert darauf, daß der Bai Antonio wirklich gegen drei Uhr nachmittags bei mir eintraf und mir mit vieler Genugthuung mittheilte, wie richtig seine Vermutung gewesen sei, weil die Mula in der That hinter dem Rossilho her und so beide den gewohnten Weideplatz nahe dem Hause des Senhor Gabrielo aufgesucht hätten, von wo der Antonio sie jetzt, dank der Heiligen Jungfrau, wieder zurückgebracht habe. Trotz meines Verdrusses that mir der arme Kerl nun doch leid; denn obwohl er sich auf der Tour herwärts gewiß der Tiere bedient hatte, um schneller fortzukommen, konnte er doch auf dem Hinweg nur in der brennenden Sonne die ganze Strecke bergan gelaufen sein, und so schickte ich ihn abermals in die Küche, um ihn durch Bohnen mit Speck und Mandioca-Mehl (woraus hier stets die Hauptnahrung besteht) wieder zu Kräften kommen zu lassen. Als er sich nachher dankbar verabschiedete, schärfte ich ihm sehr ein, sich nun besser in acht zu nehmen und für morgen früh alles bereit zu halten. Ich bedauerte nur, daß man mich auf der Fazenda vergeblich erwartet hatte; allein der Neger versicherte, unterwegs einen Kameraden getroffen zu haben, durch den er die Sachlage hätte melden lassen.

Am andern Morgen gelang es dann wirklich, uns ziemlich früh in Bewegung zu bringen. Die Hitze war, obgleich man sich in der heißesten Jahreszeit befand, um so weniger drückend, als der Weg, den wir zurückzulegen hatten, sich im Ganzen immer steigend und oft sogar recht steil, bis zur halben Höhe des imposanten „Saguaraó" hinaog. Wiewohl es keineswegs ungefährlich war, einen so unbehilflichen, blockrädigen Karren von störrigen Ochsen auf sehr schmalen Pfad hinaufschleppen zu lassen, so ging die Sache doch verhältnismäßig gut von Statten, und ich konnte mit meinem Maultier auch ganz zufrieden sein, da es mich bequem und schnell fortrug und stets folgsam genug Halt machte, wenn ich an Stellen, die einen schönen Ausblick boten, eine Skizze davon in mein Taschenbuch zeichnete. Nach ungefähr zwei Stunden gelangten wir an eine Hütte, die eine Art von Restaurant vorstellen sollte und von einem sehr alten Ehepaar bewohnt war. Die Frau mochte bereits über achtzig Jahre alt sein, während der Mann wenigstens in der Mitte der Siebziger stand. Trotzdem hatten sie sich erst vor nicht langer Zeit verheiratet, da sie beide verwitwet waren und auch keine Kinder oder Enkel mehr besaßen, sich aber von Jugend auf gekannt und nun wohl geglaubt haben mochten, einander noch eine Hilfe sein zu können. Da machte es aber einen wahrhaft tragischen Eindruck, ihre beiderseitige Neue über den thörichten Schritt zu sehen und sie — jedes für sich — ihre Klagen äußern zu hören. Wir wollten hier (wie man gewöhnlich thut) eine kurze Rast halten, um die Tiere verschonend zu lassen und uns selbst eine kleine Erholung zu gönnen. Ich hatte fürsorglich gebratenes Fleisch, in Mandioca-Mehl gepackt, mitgenommen, und an Wasser zum Getränk konnte es bei den vielen klaren, zu Thal rieselnden Bächen nicht fehlen, was gut war, weil zur Zeit in der Hütte außer dem unvermeidlichen Zuckerbranntwein nicht das geringste Eß- oder Trinkbare zu haben gewesen wäre.

„Ja, was wollen Sie, Senhora Donna," sagte die alte Frau mit verachtendem Kopfschütteln, „mein Mann, dieser unbesonnene Mozo (Jüngling), ist ja für nichts gut. Er weiß nichts, denkt an nichts, besorgt nichts — sitzt immer da und läßt sich von der Sonne bescheinen, und das ist alles, was er kann. Ich dachte, er sollte mir eine Stütze sein und mir helfen, mein Landgut zu verwalten. Ich hatte nämlich damals noch einige Aecker am Fuß des Gebirges, die Sie gesehen haben müssen — etwas feintig zwar, weil der dumme Fluß immer übertritt und das Geröll vom Berge mit hinunter-

reißt, wo es dann liegen bleibt; aber sonst ein gutes Stück Erde, auf dem die Bohnen gut gedeihen, wenn man die Steine vorher ein wenig bei Seite räumt. Es war auch ein Stück Wieje dabei, etwas sumpfig, wissen Sie, und die Ziegen fraßen das Gras nicht gern, weil es hart und fauer gewesen sein soll; aber das war nur ein Vorwand, den die schlauen Dinger erfunden hatten, weil sie lieber die jungen Büsche dort oben an der Höhe abnagen mochten." — „D, da könnten wir wohl ein Glas Ziegenmilch bekommen?" fragte ich, erhielt aber sofort den Bescheid, daß keine solche Tiere mehr vorhanden seien. — „Das ist es eben, Senhora Donna," klagte die Alte, „mein Mann, dieser Mozo, bringt mich noch um alles. So sind die Ziegen fort, und die Aecker sind fort... ja, und am Ende werde ich selbst auch fort sein, und dann mag er sehen, wie er mit seiner ewigen Gicht fertig wird... mit dieser schrecklichen Gicht, hinter der er sich stets versteckt, wenn es zu arbeiten gilt!"

„Aber er ist wohl wirklich krank!" wagte ich einzuwenden. Sie schien jedoch ungerührt und sagte: „D, wenn ich stets auch die Gicht haben wollte, möchte ich sehen, wie wir noch leben sollten. Ich muß die Gäste bedienen, ich eine Frau, indes er nichts thut, und er sollte doch ein Mann sein!" — „Was für Gäste?" lachte ich, da die Hütte wahrlich nicht ausah, als ob dergleichen darin Platz haben könnten. Die Mutter Barbara erwiderte aber ganz ernsthaft: „Wer sollte den Maultiertreibern sonst den Brauntwein einschenken?... Und für den geringen Verdienst, den wir davon haben, muß ich uns doch Bohnen und Mandioca anschaffen, seit die Aecker verkauft sind, wie er verlangt hat!" — Gerade kam nun ein Reiter des Weges, der einen Trunk nehmen wollte, und so eilte die Alte fort, um ihn zu bedienen. Dann trat ich zu dem gichtischen Greise, der einige Schritte weiterhin auf einem alten Baumstamme saß, um sein schmerzendes Bein zu sonnen. — „Wie geht es, Senhor José?" redete ich ihn an, und er hob den Kopf mit den wenigen grauen Haaren, um mich anzusehen, indem er sagte: „Verzeihen Sie, Senhora Donna, daß ich nicht aufstehe, um Sie zu begrüßen, wie es schicklich wäre! Seit diese böse Gicht mich so plagt, bin ich schon ganz elend; aber daran ist die Senhora Barbara, meine Frau, schuld, weil sie mich gezwungen hat, die Steine vom Acker fortzutragen und dort unten im Sumpf das Gras für die Ziegen zu schneiden, die doch zu gescheit waren, es zu fressen. Ich hätte ihr den Willen nicht thun sollen; sie ist ja schon ein wenig kindisch; aber — was wollen Sie?... Senhora, man muß nie von einem Geschöpf mehr Verstand verlangen als es hat!... Nun wissen Sie Alles, Senhora Donna, aber bitte, machen Sie keinen Gebrauch davon!... Ich hätte gewiß eine bessere Heirat für meine letzten Tage verdient!... Sie sehen wohl, ich bin aus guter Familie und habe meine kirchlichen und bürgerlichen Pflichten stets gebührend erfüllt." — „Daran zweifle ich nicht, Senhor," sagte ich und versicherte zugleich, daß ich das mir Anvertraute immer verschweigen würde, mußte aber heimlich lachen über die hier allgemein herrschende Neigung der Leute, sich stets so wichtig und großartig aufzupspielen als möglich. Selbst die ärmtlichen freien Brasilianer nehmen gern die Miene an, unbedient in Niedrigkeit gesessen und ungerecht gekränkt worden zu sein, und scheinen zu glauben, daß niemand ein höheres Interesse haben kann als das, sie zu beobachten und ihr Geschick zu bewundern. „Glückliche Leute dennoch," sagte ich unwillkürlich zu mir selbst, „die in ihrer Einbildung so hoch stehen, daß sie sich dadurch immer getröstet fühlen! Obgleich natürlich auch das wieder seine Schattenseite hat."

Bald verabschiedeten wir uns mit einem kleinen Geschenk von dem seltsamen alten Paare, und dann ging es höher und höher, meist im schattigen Urwalde bergan, bis wir abermals zu einem etwas freieren Plage gelangten, auf dem mehrere Wege sich kreuzten. Fast unwillkürlich dort einen Augenblick verweilend, lachen wir plötzlich einen der hier unter den Sklaven üblichen Leichenzüge herankommen und machten nun natürlich ganz Halt, um ihn passieren zu lassen. Bai Antonio schob die Ochsen so viel zur Seite als er vermochte, und der Moleque Saturnino sprang vom Pferde, um mir zu helfen, ebenfalls den Fuß zur Erde zu setzen. Beide Neger standen dann gebückt und hielten ihre elenden Hüte in den Händen, während meine vier kleinen Schülerinnen sich in ihrem Wagenkasten auf die Knie warfen und laute Gebete herzusagen angingen, wie es der religiöse Gebrauch hier vorschreibt. Der Zug, der sich uns eilig näherte,



Bauer aus Obstalden. Originalzeichnung von Hans Meyer-Cassel.

bestand nur aus Negern und Mulatten, und außer den beiden Trägern mit der Hängematte, in der die Leiche lag, waren alle beritten und bewegten sich sehr schnell vorwärts, wodurch jene gezwungen waren, eilig zu laufen. Sie wurden indes immer nach fünf bis zehn Minuten von den Reitern abgelöst, auf deren Reittiere sie sich dann warfen, um im gleichen Tempo weiterzutrablen. Es war ein eigentümlich fesselnder, beängstigender Anblick, der trotz der hellen Tageszeit in seinem fast lautlosen, schnellen Vorüberjagen etwas Gespenstisches hatte.

Da bemerkte der Pai Antonio, daß die kleinen Senhorinhas noch mit ihren Gebeten fortfuhren, und indem er sich wie um Erlaubnis bittend vor mir verbeugte, trat er zu ihnen und sprach mit ungewohntem Ernst: „Beten Sie nicht länger, Senhorinhas! Diese Negerin kommt gewiß nicht ins Fegefeuer; sie bedarf keiner Fürbitte der Jungfrau oder der Heiligen!“ — „Wie meint Ihr das?“ fragte ich erstaunt. — „O Senhora Donna,“ entgegnete er mit Lebhaftigkeit, „ich habe sie gut gekannt, diese Schwarze, diese Sklavin. Denken Sie nur, daß sie mehr als ein Jahr unheilbar krank gelegen hat im Haus des Weißen. Da werden Sie wissen, was das bedeutet! —

Die hat das Höllenelend schon in dieser Welt erduldet!“ — Ich wußte nichts zu entgegnen, und meinen nicht sehr heitern Gedanken nachhängend, legten wir den übrigen Teil der Reise ohne weitem Zwischenfall zurück. Wie wir vorausgesehen hatten, war es nun doch beinahe Mittag, als wir vor dem ziemlich hübschen Landhaus des Senhor Gabrielo Ribeiro anlangten, der uns persönlich empfing und freundlich willkommen hieß, so daß ich mich wirklich freute, hier in stiller Weltverlorenheit einige Tage mich erholen zu können. Die sehr malerisch gelegene, im Hochgebirg an einem sanften Abhang hingestreckte Pflanzung des Herrn Gabrielo machte einen hübschen Effekt, besonders da sie mehr zur Viehzucht als zur Kultur von Gewächsen diente und das reizende Bild daher durch allerlei Tiergruppen belebt wurde, dem die schwarzen Felsen des Hintergrundes sich fast wie zur willkommenen Folie anschlossen. Das Terrain war überall zu abschüssig und die Lage zu wenig geschützt, als daß an ein Gedeihen von Kaffee, Zucker, Tabak oder Baumwolle hätte gedacht werden können; aber das hier gezogene Rindvieh gedieh vortrefflich, und diese Zucht rentierte wegen der geringen Anzahl derartiger Establishments in dieser Gegend sehr gut.

Größere Herden werden nämlich nur auf den weiten Ebenen im Innern des Landes, hundert bis hundertfünfzig Meilen tiefer landeinwärts gehalten, und die meisten Tiere schlachtet man auch schon dort, um ihr Fleisch an der Sonne zu dörren und es dann als „carne secca“ in einem für Europäer doch recht widrigen Zustand zum Verkauf zu bringen. — Kaum vom Pferd gestiegen und im Begriff es mir etwas bequem zu machen, da der Ritt immerhin recht anstrengend gewesen, konnte ich die Wahrnehmung nicht abweisen, daß die Familie, in die wir eben eintraten und die uns übrigens alle mögliche Freundlichkeit erwies, sich trotzdem in einer ungewöhnlichen und nicht heitern Aufregung befand. Man vermochte auch nicht lange darüber zu schweigen, und so erfuhr ich bald die Ursache der Verstörtheit und Bekümmernis, von der besonders die Eltern, aber fast ebenso die Kinder des Hauses beherrscht wurden. Vor kaum einer Stunde war die älteste Tochter des Herrn Gabrielo, von dessen verstorbener ersten Frau, plötzlich aus dem Umkreis der Fazenda verschwunden, ohne daß man eine bestimmte Ahnung hatte, wohin. Da sie früher meine Schülerin gewesen war, wußte ich, daß sie nicht älter als höchstens siebzehn Jahre sein konnte; aber für um so unwahrscheinlicher hielt ich es, daß sie sich vielleicht entfernt hätte, um sich zu verheiraten. Nach hiesiger Sitte war es eigentlich für sie schon zu spät, in die Ehe zu treten, da sich für die Mädchen nach dem vierzehnten Jahre selten noch ein Freier findet; aber auf meine Frage, wen man im Verdacht habe, der mutmaßliche Entführer zu sein, erwiderte Herr Gabrielo, daß er niemand kenne, dem er dergleichen zutrauen könne. Auch habe Donna Veridiana, seine Tochter, immer sehr eingezogen gelebt und gar keine weltlichen Neigungen gezeigt, besonders seit sie sich darein ergeben, sich nicht mehr zu verheiraten, weil bis dahin kein passender Bewerber erschienen.

„Sie wissen, Senhora Donna,“ sagte er, „daß ziemlich viel Vermögen nötig ist, um einen Hausstand zu begründen, und obgleich der Besitz, den Veridiana von ihrer Mutter geerbt hat, gar nicht unbedeutend ist, habe ich doch nicht viel Kunde davon unter die Leute kommen lassen wollen. Verstehen Sie, ich kann das Geld nicht gut entbehren, und sobald meine Tochter sich verheiratet hätte, würde ich es natürlich herauszahlen müssen. Sie befand sich ja auch bei uns ganz glücklich, und wenn sie nur behütet wurde, sich irgend einer Thorheit hinzugeben, so konnte ich die Verwaltung ihres Vermögens ungestört behalten, bis sie volljährig wurde, und selbst dann würde sie, bei ihrem stillen, nachgiebigen Wesen leicht eingewilligt haben, daß mir die Disposition noch länger geblieben wäre, oder im Fall meines Ablebens meinem Sohn Odoardo.“

„Dessen ungeachtet hat vielleicht eine Entführung stattgefunden,“ beharrte ich, weil ich wußte, daß Heiraten hier auf offener Landstraße oder in einer Waldhütte, zu der man den Priester zuvor bestellt hat, und bei der zufällig des Weges kommende Leute zu Zeugen genommen werden, gar nichts Seltenes sind; aber Senhor Gabrielo schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, nein, Senhora Donna, dergleichen läßt sich doch nicht ohne vorheriges Einverständnis mit dem Mädchen ins Werk setzen, und wie ich ihnen schon bemerkte, können wir durchaus nicht annehmen, daß Veridiana eine Bekanntschaft

gemacht haben kann, die ihr gefährlich geworden ist, besonders weil sie für vermögenslos galt!“ — „Ja, vermuten Sie denn, daß Donna Veridiana verunglückt ist, nämlich in einen Abgrund gestürzt, oder dergleichen?“ rief ich eifrig. — „Wenn es nur das wäre!“ verlegte Donna Felizbela voreilig, besann sich aber und sagte: „Wir haben bereits alles durchsuchen lassen und sind überzeugt, daß nichts der Art geschehen sein kann. Mein Sohn Odoardo ist nun fortgeritten, und vielleicht gelingt es ihm, die Spur des Mädchens zu entdecken. Sie möchte ja machen, was sie wollte, wenn sie nur . . .“ Hier schwieg die Dame; aber ich wußte auch ohne ihr Geständnis, daß sie schließlich getröstet sein würde, sobald sie über das Vermögen der Stieftochter Beruhigung erhielt. Da Senhor Gabrielo im Augenblick abgerufen wurde, fuhr sie zu mir gewendet vertraulich fort: „Sie müssen nicht denken, daß ich eine schlechte Stiefmutter bin, Senhora; aber meine eigenen Kinder stehen mir doch näher, und Donna Veridiana war nie liebenswürdig, wissen Sie. Mein Mann kennt das nicht so genau! . . . Was wissen die Herren überhaupt von Charakteristik der Kinder? . . . So ein Vater sieht ja immer nur das Äußere Wesen. Aber man durfte nichts sagen . . . sonst hätte Senhor Gabrielo geglaubt, ich wolle meine Stieftochter nur verleumdern. Aber eine versteckte, eigensinnige Person ist sie immer gewesen, und Gott mag wissen, was sie jetzt angestellt hat . . . obgleich sie sich stets sehr fromm gebärdete.“

„Sie glauben also doch, daß sie mit freiem Willen gegangen ist?“ fragte ich. — Sie zuckte die Achseln: „Wer weiß es?“ fügte aber dann hinzu: „Ja, ich glaube, daß es ein schon lang überlegter Entschluß ist.“ — „Wohin denn aber, Senhora? Gewiß haben Sie darüber ebenfalls eine Meinung!“ — „Freilich,“ gab sie zu — „aber ich möchte lieber nichts verraten, bis wir Gewißheit haben!“ — Ich sah sie wohl sehr erstaunt an; denn sie fuhr fort: „Sehen Sie, Senhora, als wir noch in São Paulo waren — wie Sie wissen, sind wir erst vor einigen Monaten hiehergekommen, — da ist Veridiana fast jeden Tag zur Messe gegangen, und oft ohne mich, nur von ihrer Negerin, der Corinna begleitet, weil sie gar zu fromm geworden war, seit alle ihre Freundinnen verheiratet worden sind und sie allein übrig geblieben.“ — „Nun, und?“ rief ich etwas ungeduldig. „Was wollen Sie damit andeuten, Senhora?“ — „Mein Gott, es wird Ihnen doch bekannt sein, Senhora, daß die Messe gerade die beste Gelegenheit zur Anknüpfung von Liebeshändeln bietet, und was weiß so ein Kind davon, ob der Mensch sie dann heiraten will oder nicht? . . . Oder sie ist auch ohne Heirat zufrieden, weil sie nicht länger warten mochte.“ — „O, Sie haben Recht, Senhora,“ entgegnete ich sehr ernst, „wenn Sie über solche Vermutungen schweigen, da es doch sehr möglich ist, daß die Dinge sich ganz anders verhalten . . .“ Und mit einiger Bitterkeit überlegte ich im Stillen, wie doch die Leidenschaft, eines Mädchens Sittlichkeit in Zweifel zu ziehen, überall dieselbe zu sein scheint, was um so verächtlicher erachtet werden muß, wenn man dabei in Betracht nimmt, daß immer noch ihre vollkommenste Unwissenheit über alles, was sie selbst am nächsten angeht, für ihre höchste Ehre gilt und folglich sie für nichts verantwortlich gemacht werden sollte.

(Schluß folgt).

Alterseiland.

Jüngst im Traume sah ich eine Insel
Weit im Meer, vom Abendrot bestrahlt,
Greifbar deutlich, wie mit einem Pinsel
Auf die Leinwand künstlerisch gemalt.

In der untergehenden Sonne Blitzen,
Die im Wasser spielten gold'nen Scheins,
Sah ich selber mich am Ufer sitzen
In dem Schatten eines Palmenhains.

Doch nicht war ich's mit dem ungefügen
Thatendrang und meinem Blut so heiß:
Stilles Leuchten lag auf meinen Zügen
Und mein Haar erglänzte silberweiß.

Träumend schaut' ich in die blaue Ferne,
Mit der Hand beschattend meinen Blick,
Wie ein Wanderer beim Abschied gerne
Auf das Thal der Heimat schaut zurück.

Die manch wilder Aufruhr einst durchschäumte,
Ruhig glatt — ein Spiegel — lag die Bucht,
Abendwärts entfloh das goldgesäumte
Letzte Sturmgewölk in scheuer Flucht.

Still war's rings — ein weites heil'ges Schweigen —
Nur die Wellen rauschten leis am Strand
Einen Sang, so schlummernmüde und eigen,
Wie ein Glockenchor aus fernem Land —

Und wo Meer und Himmel sich verbluten,
— Schwänen gleich — am Horizonte weit
Glitten weiße Segel durch die Fluten,
Fast wie Grüße aus der Jugendzeit.

Lange schaut' ich — dann heraufgezogen
Kam die Nacht, ihr Fittich rauschte mild,
Sterne grüßten weit am Himmelsbogen,
Und in Dunst und Dämmer schwand das Bild.

Dr. A. Zimmermann, Oerlikon.